

Schriften

zur

Kritik und Literaturgeschichte

von

Michael Bernays

Zweiter Band



L. L. L.

Zur
neueren Litteraturgeschichte

von

Michael Bernays



Leipzig
G. F. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung
1898

Druck von Carl Neubold, Heilbronn.

Vorwort.

Am 11. Mai 1890 empfing Michael Bernays folgende, von dreihundneunzig älteren und jüngeren Männern unterzeichnete, Zuschrift, die ich im Einverständniß mit gemeinsamen Freunden verfaßt hatte und die nun hier als ein Mnemeion stehen soll:

„An dem Tage, da Sie in voller Kraft den Hörsaal des gefeierten akademischen Lehrers mit dem stillen Studirzimmer vertauschen, möchte eine freie Vereinigung von Fachgenossen Zeugniß ablegen für die reichen Gaben und Anregungen, die Sie in Rede und Schrift ausgestreut, und der tröstlichen Erwartung, die sich nun an Ihre freiwillige Muße knüpft, Ausdruck leihen.

„Einer der Ersten haben Sie das Banner historisch-philologischer Erforschung der neueren Litteratur entfaltet in Zeiten, wo diese Studien auf so manches Hemmnis und Vorurtheil stießen, haben erst nach reiflichster Ausrüstung das Katheder betreten und, ein siegreicher Vorkämpfer, der aufstrebenden Wissenschaft ihre feste Stelle im Lehrplan der Hochschulen erobern, den Jüngeren freie Bahn schaffen helfen. Sie haben in Leipzig, dann lange gesegnete Jahre hindurch in München, dort an Gegebenes anknüpfend, hier neuschöpferisch, Ihre ganze Persön-

lichkeit für die so gelehrt wie schwungvoll erfaßte Disciplin eingesetzt, redegewaltig den Dichter und sein Werk vergegenwärtigt, ein Studentengeschlecht nach dem andern begeistert und unterrichtet. Ihre Bücherschätze standen dem nahen Schüler wie dem fernen Fachgenossen allzeit so offen, wie Ihre Hilfe und Ihr Rath, gestützt auf die intimste und schlagfertigste Kenntniss alter und neuer Litteratur, jedem Suchenden beisprang. Im lebendigen Wort vor allem wirkte während dieser so Vielen unvergeßlichen Zeit Ihre Kraft. Schüler und Freunde meinten, daß ein so breiter und mächtiger Lehrerfolg durch den Verzicht auf eine ununterbrochene schriftstellerische Thätigkeit nicht zu theuer bezahlt sei, und zügelten deshalb die Wünsche, die Sie selbst so nahe legten.

„Sie haben, mühselige aber wohlbelohnte Arbeit in engem Raum zusammenfassend, den Goethischen Text gereinigt und seine Geschichte aufgerollt. Ihre Einleitung zu den Briefen an F. A. Wolf erschloß gründlich und weitsichtig alle kleinen und großen Zusammenhänge. Goethes Jugend wurde durch S. Hirzel und Sie ein Lieblingsfeld erfrischter Studien. Dem künftigen Biographen leisteten Sie Vorschub — und so müssen Sie sich denn den Namen eines ‚Goethe-Forschers‘ schon gefallen lassen im Munde derer, die Ihre nimmermüden Wanderungen durch die Weltlitteratur, Ihren vertrauten Verkehr mit den Alten wie mit Dante und Shakespeare, mit den Humanisten wie mit den neueren Schriftstellern germanischer und romanischer Zunge kennen und beneiden. Sie haben zwei stolze Wipfel deutscher Aneignungskunst, Schlegels Shakespeare und Bossens Odyssee, von der Wurzel aus im Aufsprießen und Blühen gezeigt. Sie haben auch weitausschauende Verpflichtungen übernommen, an die wir jetzt auf der Schwelle Ihrer neuen ungebundenen Lebensperiode mahnen.

„An Ihrem frühen Abschied vom Münchener Lehramt herzlich theilnehmend, begrüßen wir zugleich freudig und zuversichtlich den Karlsruher Schriftsteller, der neben einer Sammlung

feiner zerstreuten Blätter nunmehr die letzte Hand an mancherlei Entwürfe legen und den großen Plan: ‚Homer in der Weltliteratur‘ ausgestalten wird.“

Diese Hoffnungen und Mahnungen sollten, konnten sich aus äußeren wie inneren Gründen nur zum kleinen Theil erfüllen. Der „Homer“ blieb liegen, und flüchtige Notizblätter verrathen nicht, welches Buch die Gelehrsamkeit eines Mannes, der das reichste Wissen im Gedächtnis barg und mit sicherem Griff in den ihn umgebenden gedruckten Schätzen schwelgte, zu geben vorhatte. Er bedurfte ja auch keiner Colleghefte, sondern nur des stillen Nachsinnens und eines gelegentlichen Nachschlagens, um den Stoff zu beherrschen, und sogar von der schwung- und gehaltvollen Weimariſchen Festrede über Goethes Geſchichte der Farbenlehre fand ſich keine Zeile vor, weil ſie ohne ſchriftlichen Behelf fertig geworden und leider verklungen iſt.

Die kleinen Schriften waren auf vier Bände berechnet, deren letzter der englischen Litteratur gelten und neben Shakespears vornehmlich den Liebling Wordsworth darstellen sollte. Aber am 25. Februar 1897 erlag Bernays, bis in die letzten Fieberphantasien seinen Dichtern hingegeben, einem Herzleiden, das viel länger, als wir ahnten, seine Thatkraft unterwühlt hatte.

Von dem zweiten Bande lagen die Bogen über die schweizerische Litteraturgeschichte Baechtolds — auch er ist nun vielbetrauert dahin gegangen — gedruckt vor, des Gefolges harrend. Da ich mehr denn zwanzig Jahre hindurch des Abgeschiedenen wohlwollendste Freundschaft genossen und die Ehre seiner letzten Widmung (der sich weitere an Sauer Suphan Brandl anschließen sollten) erfahren habe, war es meine Pflicht, mit Hilfe der Nächststehenden Hand anzulegen an das verwaisete Werk und wenigstens diesen zweiten Theil dergestalt auszufüllen, daß ich jenen schon aus der Presse gekommenen Aufsatz durch einen Abstrich nothdürftig rundete und dem übrigen theils zum Neudruck gerüsteten, theils noch nicht wieder durchgesehenen Vorrath

entnahm, was mir zweckdienlich erschien und die Art des Mannes von einer neuen Seite beleuchten konnte. Ich bin also für die Auswahl verantwortlich, auch für die Aufnahme des handschriftlichen, dem „Euphorion“ zugeachteten Bruchstückes über Wolfe. Gewisse Incongruenzen der Schreibung fallen mir zur Last. Das Register aber ist nicht mein Verdienst, und das Schriftenverzeichnis hat Wittkowski gern beige-steuert. Daß diese letzte Gabe ein wohlgelungenes Bild bringt, wird ihren ersten Werth bei Allen erhöhen.

Niedernau, 3. September 1897.

Erich Schmidt.

Inhalt.

I. Die deutsche Litteratur in der Schweiz. (Ungebruckt.)

Baechtolds Werk 3—4. Das Drama 5. Gegen das Theater: Breitinger 7. 18; Frankreich (Nicole, Conti, Bossuet, Rousseau, Ausläufer) 8—16; England 19. — Zwingli 21—28. Kirchenlied, Volkslied, Satire 28—32. Bibel, Sprache 32—33. Geschichtschreibung (Tschudi) 33—39. Das siebzehnte Jahrhundert 40—42. Baechtolds Darstellung des achtzehnten 43—48. Drollinger, Haller 49—50. Bodmer 51 ff. Kritik Mörihofers 61 ff. Bodmer und Breitinger 63—65. Gottscheds Kritische Dichtkunst 65—82. Bodmers Milton 82—106 (Sagedorn 86, Th. Newton 85—90, Haller 97, Riscow 98, Mittelhochdeutsches 99—100, Dramaturgisches 101—105, Murer und Ruf 105—106). Wielands Notizen, seine Apologie des „Noah“ 106—122 (Roscommon, Addison, Bentley, Franzosen über Miltons 6. Gesang 116—120). Wielands fromme Jugendpoesie 122—126; die Krise 126—131. Klopstock als „deutscher Milton“ 131—135.

II. Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig.

Leben und Charakter 139—146 (seine Biographen 144). Die Katastrophe, Abwehr neuerer Zweifel 146—150. Friedrich der Große 150—154. Bürgerz. „Braver Mann“ 154. Stiftung 155—158 (Chodowieski 157). Nachrufe deutscher Dichterlinge 158—163. Herders und Goethes Epigramme 163—167. Die Pariser Akademie, Reden, Preisgedichte 167—184 (Marmontel 172, 176—180, Graf von Artois als Stifter 173, La Harpe 180, M. J. Chénier 181—183).

III. Ueber ein Goethesches Motto.

Zur Farbenlehre I: Multi pertransibunt et augebitur scientia. — Bacon's Advancement of learning 188—190. Prophet Daniel 190 bis 191. Bacon's Buch lateinisch (De dignitate) und Citat im Novum organon 191—193. Bedeutung des Spruchs für den Forscher Goethe 194—199.

IV. Goethe, Naturin, Wolfe. (Ungebruckt.)

Naturins Bertram 203—207 (Coleridge 205, Scott 206). Goethes erneute Beschäftigung mit englischer Litteratur 207—208, mit Byron 208—210. Sein durch Medwin veranlaßter Irrthum, Wolfes Ode auf General Moore sei ein Gedicht Byrons 210—213.

V. Ein unpatristischer Vers Goethes.

Die Zeilen vom März 1818 „Der Deutsche ist gelehrt, Wenn er sein Deutsch versteht“ gehn auf Canitz zurück 219. Gottsched 220. Uj 221.

VI. Friedrich Schlegel und die Xenien.

Dank an Haym 225. — „Der deutsche Orpheus“ gegen Schloffer 225—228. Urtheil Schillers, sein Bruch mit Schlegels 229—232. Zwei Xeniengruppen gegen Friedrich 232—234. Das Xenion „Lieblich und zart“ gilt ihm als Recensenten Herderscher Epigramme in Schillers Almanach 235—248, „Du nur bist mir der würdige Dichter“ einer Bemerkung über Goethe in derselben Recension 248—251. Schiller und Schlegels kritische Manier 251—257. Schlegels Verhältniß zu Schiller 257—263. Der Auszug aus den „Griechen und Römern“ in Reichardts „Deutschland“ gewürdigt und im Einzelnen als Quelle der Xenien erörtert 264—273. Nachklänge 274—275. Schlegels spätere Redaction seiner Jugendchriften, Bedürfniß ihrer Wiederherstellung 275—278. — Anhang. Herders „Parthenope,“ Unbrauchbarkeit der Vulgata 279—281.

VII. Caroline.

Werth ihrer Briefe 285—288. Hayms Ergänzung zu Waitz 288—290. Göttingen 290—294. Clausihal und Marburg 295—298. Meyer und Latter 298—300. W. Schlegel 300. Gotha, Mainz 301—303. Schlegel als Retter, Ehe 303—304. Jena, Theilnahme am Shakespeare, Kritik 305—307. Schelling, Augustens Tod, Ehe, Ende 307—309. Zusammenfassendes, Berichtigungen 310—311.

VIII. Zur Kenntniß Jacob Grimms.

Vorgeschichte des Deutschen Wörterbuchs 315—317. Erste Aufnahme 317—320. Wilhelms Antheil und Art 321—322. Jacobs Briefwechsel mit S. Hirzel 323—333 (Goethe 326—328, Menschliches 329—331. Politik 331—333). Charakteristik Hirzels 333—338. Austausch und unvermeidliche Mißheiligkeiten beim Wörterbuch 338—352 (Orthographie 339—341, Quellenverzeichnis 341, Ausstattung 342, Recensionen 342—343, Jacobs vereitelte selbständige Pläne 344—348, Störungen 348—352). Jacobs „Vernen“ 352—354. Fortführung, Bedeutung des Wörterbuchs 354—359 (ausländische Lexikographie 356—358, Rud. Hildebrand 359). Der achte Band der „Kleinere Schriften“ 360—372 (Jacobs Sprache 362—364, Schmeller 364—365, Vaterlandsliebe und Politik 365—372).

I.

Die deutsche Litteratur
in der Schweiz.

(1892. 1895.)

1.

Im Jahre 1887 sahen wir Jakob Baechtold als berufenen Geschichtschreiber der Litteratur seines Schweizer Heimathlandes hervortreten. Mit freudigen Erwartungen begrüßte man ihn und sein Unternehmen.

Gleich durch die erste Lieferung des Werkes¹⁾ fühlte man sich eben so freundlich angesprochen, wie gründlich belehrt. Denn hier ließ sich in seiner ganzen Ausdehnung das litterarische Leben und Thun überschauen, das sich vom achten bis ins elfte Jahrhundert im Bereiche des Klosters Sankt Gallen entfaltet hat. Es erschien um so deutlicher, da manche unbewiesene und unbeweisbare Angabe, die bis dahin Glauben gefunden, nun durch schärfere Prüfung für immer beseitigt worden.

Die zweite Lieferung umfaßte die Zeit, da die höflich ausgebildete Gesellschaft des Mittelalters sich der Pflege der erzählenden und lyrischen Dichtung widmete. Dann wandte sich der Geschichtschreiber den beiden Jahrhunderten zu, dem vierzehnten und fünfzehnten, in denen Adel und Ritterthum ihre allbeherrschende Stellung einbüßen und demgemäß die Kunstbildung des Mittelalters abstirbt. Wie das Bürgerthum sich seine Selbständigkeit erkämpft, so bringt allmählich der bürgerliche Sinn durch alle Kreise der Litteratur. Dort kann er fürs erste keine neuen Formen erzeugen, noch einen erneuten

¹⁾ Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Von Jakob Baechtold. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. Acht Lieferungen zwischen 1887—92.

geistigen Auffchwung befördern. Die Prosa jedoch fängt an, zu gedeihen. Das geschichtliche Volkslied giebt in kräftigen Lauten Zeugniß von dem kühnen Emporstreben, von den entscheidenden Kriegsthaten der Eidgenossen. Die volksmäßig geartete Litteratur nahm auch vielfältige Einflüsse gelehrter Bildung in sich auf. Im Fortgange des fünfzehnten Jahrhunderts erfrischte sie sich an den Bestrebungen des Humanismus, der Geist und Kunst des Alterthums zu erfassen suchte, um sie in das Lebensgetriebe der neueren Welt hinüberzuleiten.

Für die Behandlung des sechzehnten Jahrhunderts hatte Baechtold die ernstesten Zurüstungen zu treffen. Die überraschende Fülle eines meist noch unausgenutzten Stoffes drängte sich hier ihm entgegen. Das Zeitalter der Reformation, von gährenden Leidenschaften erfüllt, bedurfte einer Form, in der alles, was die Gemüther stürmend bewegte, unmittelbar zum heftigsten und schlagendsten Ausdruck gelangen konnte. Einem solchen Bedürfnisse vermochte nur die dramatische Form ganz und voll zu genügen. Je ungebundener der Geist, der das Zeitalter herrschend durchzog, gerade in der Schweiz sich regen durfte, um so entschiedener mußte dort das Drama die Lebenskraft der Litteratur an sich ziehen.

Von seiner vertrauten Kenntniß des schweizerischen Dramas hatte Baechtold schon längst in seiner Ausgabe des *Niklaus Manuel*²⁾ eine hocherfreuliche Probe abgelegt. Hier, in der vierten und fünften Lieferung seines Geschichtswerkes, hat er den ganzen Reichthum der älteren Schauspieldichtung seines Schweizerlandes zum erstenmal für die Zwecke einer umfassenden litterarhistorischen Belehrung ausgebeutet. Er konnte auf mehrere taugliche Vorarbeiten zurückblicken: die Hauptarbeit mußte er selbständig vollbringen.

²⁾ Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1878. Die Ausgabe bildet den zweiten Band der in jedem Sinne empfehlenswerthen Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes.

Seit langem freilich war es bekannt und anerkannt, daß von der Schweiz das Drama der Reformationszeit seinen Ausgang genommen, daß dort sein Wachsthum und seine Verbreitung mit dem fruchtbarsten Eifer gefördert worden. Aber erst in Baechtolds Darstellung sind uns diese unbestrittenen Thatfachen vollkommen anschaulich vor's Auge gebracht.

Nun erst lernen wir jenes Drama würdigen als ein eigentliches Naturerzeugniß des schweizerischen Bodens. Kein Wunder, daß es dort überall so üppig emporstießt! Verweilen wir beim Ueberblick dieser Massen, so sehen wir ein, warum aus ihnen keine Kunstwerke höherer Art aufragen. An verheißungsvollen Ansätzen zu edlerer Ausbildung der dramatischen Form fehlt es keineswegs. Aber selbst feiner gestimmte Geister, die sich der Anerkennung strengerer, vom Wechsel der Zeiten unberührter Kunstgesetze nicht entziehen würden, selbst sie müssen sich in den unentrinnbaren Bann dieser Gegenwart gefangen geben. Von jedem, der ihr angehört, erheischt sie unbedingte Hingabe. Stets will sie zu allererst sich selbst vernehmen; in jedem Schauspiel, für das man ihre Aufmerksamkeit verlangt, will sie sich selbst wiederfinden. Mag daher der Dramatiker sich ins jüdische oder classische Alterthum zurückwenden; mag er eine neutestamentliche Parabel oder einen Novellenstoff und den derbsten weltlichen Schwank bearbeiten; mag er als rücksichtslos scheltender Satiriker, als geifernder Zelot oder als erbaulicher Prediger reden; mag er endlich in das volle geschichtliche Leben des Vaterlandes hineingreifen und etwa die Gestalt des Bruder Klaus zu neuem Dasein erwecken — immer doch ist es die Schweiz des sechzehnten Jahrhunderts, deren Zustände uns vor Augen treten; immer werden wir gemahnt an die Bestrebungen, die Anliegen und Wünsche, die dem Volke und seinen Führern in jenem weltgeschichtlichen Zeitpunkte als die wichtigsten und theuersten galten.

So entsteht Einheit unter diesen bunt wechselnden Stoffen, und eine Art von Gemeinschaft in der Schar dieser Dramen-

dichter, die durch Verschiedenheit der Sinnesweise wie durch das verschiedene Maß der Begabung doch oft so weit von einander getrennt erscheinen. Daß diese Einheit, dieser innere Zusammenhang merkbar werden, das gehört zu den Vorzügen der Baechtoldschen Darstellung. Ein nicht minder rühmenswerthes Verdienst erlangt sie dadurch, daß sie die einzelnen Persönlichkeiten, in ihrer Eigenart schärfer begrenzt, aus der Masse heraushebt. So beleben sich vor unsern Blicken Männer wie Niklaus Manuel, Johann Kolroß, Sirt Birk, Heinrich Bullinger, Hans von Rüte, denen sich dann Jakob Ruf, Jakob Finkelin, Jos Murer und noch manche andere nennenswerthe beigefellen. Um anzudeuten, was sie geleistet und was ihnen zu leisten versagt geblieben, läßt der Darsteller in fein und bedächtig ausgearbeiteten Inhaltangaben die lange Reihe der Schauspiele selbst an uns vorüberziehen. Er weiß dabei seine Sprache so zu stimmen, daß in diesen prosaischen Auszügen der bezeichnende Grundton des einzelnen Dramas vernehmlich anklingt.

Dem Geschichtschreiber der schweizerischen Litteratur war es eine unabweisliche und treulich geübte Pflicht, alle Lebensformen jenes Dramas zu verzeichnen und es in allen seinen Lebensäußerungen mit eindringender Aufmerksamkeit zu beobachten. Die treibenden Kräfte, die hier so ungehemmt hervorgebrochen, erlahmen, sowie der Geist des siebzehnten Jahrhunderts sich in seiner traurigen Herrschaft befestigt hat. Auch von außen her wird ihnen Stillstand geboten.

Man vergaß oder hätte gern es in Vergessenheit gebracht, daß vordem die thätigen Pfleger des Dramas im großen Kampfe um die Reformation tapfer mitgekochten. Dem frommgläubigen Eifer gereichte nun die weltliche Schaulust zum bedenklichen Anstoß. Es erging über sie das Urtheil der Verwerfung. Man währte in einem Bühnenstücke nur eine Herabwürdigung alles Heiligen zu sehen. Von denen, die sich zu Vertheidigern des Heiligen berufen fühlten, ward den Verfassern und Darstellern dramatischer Spiele mit steigender Bitterkeit vorgerückt, ihr

Treiben könnte nur darauf abzielen, die Sinnlichkeit zu reizen und niedrige Leidenschaften anzufachen.

Diese bühnenfeindlichen Ansichten wurden 1624 verbreitet und bekräftigt durch eine Schrift, deren volle Bedeutung Baechtold ins richtige Licht gesetzt hat. Sie war das Werk Johann Jakob Breitingers (1575—1645), eines vielthätigen und auf das Wohl seiner Volksgenossen ernstlich bedachten Theologen, der damals seit elf Jahren seines Amtes als Vorsteher der Züricher Kirche gewaltete. J. C. Mörkhofer hat uns schon früher ein Lebensbild dieses Mannes geliefert,³⁾ in dem er zugleich ein belehrendes Zeitbild aufstellte, das uns freilich nicht mit hellen Farben entgegenleuchtet. Breitingers „Bedencken Von Comoedien oder Spilen“ richten sich mit der ganzen Schärfe einer unerschrockenen Kanzelberedsamkeit gegen alles, was dem zornmüthigen Sitten- und Glaubenswächter als dramatischer Unfug erscheint. Auch von der Kanzel selbst herab schollen seine Mahn- und Weherufe. Das Elend der Zeit gab ihnen den furchtbaren Nachdruck. In der That, wer mochte an den derben, zuchtlosen Späßen, an den lustigen Gaukeleien der Bühne sich erheitern, da rings umher die deutsche Welt sich in endlosen Kriegszammer versenkte? Trug man aber Gelüsten nach tragischen Greueln, so konnte die wilde Einbildungskraft des Poeten nichts so Gräßliches ausfinden, das die Entsetzlichkeiten, die sich auf der Trauerbühne des wirklichen Lebens an einander drängten, nicht weit überboten hätten.

In Völkern, die christlicher Gesittung huldigen, hat es der Schaubühne niemals an Widersachern gefehlt. Verschieden waren die Anlässe, die in verschiedenen Zeitaltern die Gegner aller dramatischen Schaufstellungen zu offenem Kampfe riefen. Da indeß der Gegenstand des Kampfes immer derselbe blieb, so ward eigentlich auch immer mit denselben Waffen gefochten, freilich

³⁾ J. J. Breitinger und Zürich. Ein Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Dr. J. C. Mörkhofer. Leipzig, Hirzel, 1874.

ohne daß man einen wahrhaft versöhnenden Friedensschluß erzielte. Nur die Art der Waffenführung änderte sich. Bald war es die Religion, bald die höhere Sitte, bald auch nur die äußere Schicklichkeit, über deren angebliche Verletzung man schalt und klagte, und zu deren Schutze man in die Schranken trat. Gerade in dem Volke, das der Theaterlust am anhaltendsten gefröhnt, das Jahrhunderte hindurch an die Ausbildung der dramatischen Dichtkunst die edelsten Kräfte gesetzt, die Schauspielkunst am feinsten und vielseitigsten entwickelt und lange genug den übrigen Bühnen Europas Gesetze und Muster gegeben hat — gerade in Frankreich mußten Schauspiele und Schauspieler die häufigsten und heftigsten Befehdungen erdulden.

Häupter der Litteratur, Träger großer Namen stehen in den ersten Reihen der Angreifer und Verächter. In dem Jahrhundert, dem der ehrenwerthe Züricher Theologe angehört, entwarf Pierre Nicole, der erfolgreichste Verbreiter jansenistischer Moral, eine gründliche Schilderung der Gefahren, denen die Sittlichkeit eines jeden preisgegeben wird, der sich zur Theilnahme am Treiben der Bühne verleiten läßt. Im Jahre 1667 erschien ein Traktat gegen die Schauspiele, den der kurz zuvor verstorbene Prinz von Conti, der Bruder des großen Condé, hinterlassen. Nach den schmählichen Wirrnissen seiner Jugend hatte sich der fürstliche Autor zur äußersten Frömmigkeit bekehrt. So that er auch Buße für die übermäßige Liebhaberei, mit der sein Geist, oder vielmehr seine Sinne ehemals am Theater gehangen: gestützt auf die kirchliche Ueberlieferung und das Ansehen der heiligen Väter, verwarf er nun rücksichtslos die dramatische Dichtung sammt allem ihrem Zubehör.⁴⁾ Selbst den bewunderten Tragödien Corneilles wird nachgesagt, daß sie gegen die Grundsatzungen des Christenthums sich schwer vergehen, weil sie

⁴⁾ Vom *Traité de la Comédie et des Spectacles* hat Carl Vollmüller einen dankenswerthen, mit belehrender Einleitung versehenen Abdruck geliefert (Heilbronn 1881). Ueber die Befehdung Contis sagt das *Richtige Sainte-Beuve*, *Port-Royal* 5,27 fg.

die Leidenschaften, die in ewiges Verderben führen, dem leicht bethörten Menschenherzen annehmlich machen, indem sie ihnen eine Größe und Würde leihen, die nur der wahren Tugend zukommen.

Gegen Ende des Jahrhunderts vermaß sich der Theatinerpater Caffaro, die verpönte Comödie, als etwas Unsträfliches, in seinen geistlichen Schutz zu nehmen. Er mußte freilich zugestehen, daß die Kirchenväter, daß vor allen Schriftsteller wie Tertullian und der heilige Cyprianus auf die Theater, als auf die Heimathstätten aller Laster und Ausschweifungen, mit leidenschaftlichem Abscheu hingeblickt; aber, meinte er gutmüthig, die französische Bühne seiner Zeit habe sich so weit gesäubert, daß der Christ sie wohl nicht mehr durchaus zu meiden brauche. Er zeigt, daß Scholastiker und Casuisten keineswegs einhellig und unbedingt das Schauspiel verurtheilen: ja, er sucht darzuthun, daß der heilige Thomas und, schon lange vor diesem, der heilige Augustinus solche Ergötzlichkeiten, wie die Bühne sie etwa bieten mag, den Gläubigen zur Erholung des Geistes sogar anempfohlen haben.

Die gutgemeinte Vertheidigung ward dem Theatiner übel vermerkt. Alle, die an der Strenge der kirchlichen Anschauung festhielten, standen entrüstet gegen ihn auf. Der letzte der Kirchenväter, Bossuet⁵⁾, fuhr auf ihn los mit dem Donner seines Wortes. In einem umfangreichen Schreiben, das als vertrauliche Aeußerung gelten sollte, wandte er sich unmittelbar an den Schuldigen selbst und schmetterte ihn unmachsiglich zu Boden. Unverweilt entschloß der Arme sich zu demüthiger Abbitte und zum Widerruf; er betheuerte zugleich, er habe niemals ein Stück von Molière, Racine oder Corneille, wenigstens nicht ein einziges

⁵⁾ So ward er von La Bruyère bezeichnet, als dieser am 15. Juni 1693 seine Antrittsrede in der Akademie hielt — un défenseur de la religion, une lumière de l'Église, parlons d'avance le langage de la postérité, un Père de l'Église. — Oeuvres de La Bruyère — éd. Servois 2,463 (Paris, Hachette 1865).

vollständig, gelesen. Aber vorwärts getrieben von seinem kirchenväterlichen Eifer, wollte Bossuet für das verletzte Ansehen der Kirche, für die beleidigte Ehre der heiligen Väter auch öffentlich vor aller Welt mit der ganzen Kraft seines Geistes eintreten. Den Brief an den Pater erweiterte er zu einem Manifeste, das allen christlichen Gemüthern die unverfälschten Grundsätze der Kirche auf das nachdrücklichste einschärfen sollte.⁶⁾ Er verschmäht jegliche Milderung dieser Grundsätze. Gerade ein Zeitraum von siebenzig Jahren liegt zwischen Breitingers oben erwähnten „Bedenken von Comödien“ und den „Maximen und Reflexionen“ des Bischofs von Meaux (1624—1694). Beide Schriften, obgleich so ganz und gar verschiedenen Bildungskreisen entstammend, sind dennoch Ausgeburten derselben Sinnesweise. Wie ein Kirchenlehrer der frühen christlichen Jahrhunderte auf das zuchtlose Schauspiel, auf den jeder Scham überhobenen Mimus seinen gerechten Grimm herniederschüttet, so, mit ähnlichen Worten glühender Empörung, will der große Zeitgenosß Corneilles, Molières, Quinaults, Racines jeden brandmarken, der den diabolischen Verlockungen der Bühne unterliegt. Welche Mutter, ruft er aus, möchte ihre Tochter nicht lieber im Grabe als auf den Brettern sehen!?) Aus allen Verdunklungen und sophistischen Umdeutungen will er die echte Lehre der Kirche, der gesamten Kirchenväter ans Licht heben, damit sie in ursprünglicher Lauterkeit den Gläubigen leuchte, die vom Heilswege nicht abirren dürfen.

⁶⁾ Die drei anziehenden Actenstücke — Bossuets Brief vom 9. Mai 1694, des Theatiners demüthige Abbitte vom 11. Mai, die *Maximes et Réflexions sur la Comédie* — findet man beisammen im achten Bande der *Oeuvres complètes*, p. 73—106. Ich citiere Bossuet nach der Gesamtausgabe, die, auf der Grundlage der älteren Versailleser Edition, von den Priestern der *Immaculée Conception de Saint-Dizier* in zwölf Quartanten bearbeitet worden, Nancy 1862—63. Die *Maximes et Réflexions* nebst den sie betreffenden Actenstücken besitzen wir in einer vorzüglichen Sonderausgabe von A. Gazier (Paris, Eugène Belin) 1881.

⁷⁾ Quelle mère, je ne dis pas chrétienne, mais tant soit peu honnête, n'aimerait pas mieux voir sa fille dans le tombeau que sur le théâtre? 8,86. Schon der Brief an Caffaro enthielt dieselben Worte

Neben die Meister der christlichen Lehre stellt er den schöpferischen Meister der vorchristlichen Philosophie, der in seinem „Staate“ die Dichter, und unter ihnen auch die dramatischen, nicht eben glimpflich behandelt habe. Und doch, meint Bossuet, müßten wir zu unserer Beschämung eingestehen, daß die Tragödien, die ein Platon vor Augen gehabt, die Sinnlichkeit viel weniger aufreizten, den Leidenschaften in weit geringerem Maße schmeichelten, als die Trauerspiele, die auf neueren Bühnen bewundert werden. Allerdings habe schon Platons Schüler, Aristoteles, obwohl er dem Aug' und Ohr der Jugend Unwürdiges und Unedles fern halten wollte, sich zu einer größeren Fügbarkeit bequemt; er habe der Tragödie sogar die Wirkung zugeschrieben, die Leidenschaften, und insbesondere die des Mitleids und der Furcht, zu reinigen; niemand aber sei bisher im Stande gewesen, zu ergründen, wie diese geheimnißvolle Reinigung sich vollziehe und was sie eigentlich bezwecke.⁸⁾ Ueberhaupt bleibe der Wunsch nach Läuterung und sittlicher Erhebung des Schauspiels unerfüllbar für immer.

8,76. Auch dem milden Massillon ist die Bühne mit allen ihren Anhängeln Satanswerk. Man lese nur die noch jetzt höchst anziehende Rede Sur le petit nombre des élus. Er weist gleichfalls mit besonderem Nachdruck hin auf die *débauche publique des créatures infortunées qui montent sur le théâtre, auf die scènes impures ou passionnées qu'elles débitent*. Alle, die zum Stande der Schauspieler zählen, sind ihm *gens infâmes, même selon les lois des hommes*. *Oeuvres de Massillon* 1,309 (éd. Didot 1870.) Vgl. Hurel, *les orateurs sacrés à la cour de Louis XIV* (Paris 1872) 2,224.

⁸⁾ 8,92, *une manière, qu'il n'explique pas, de purifier les passions en les excitant (du moins la pitié et la crainte) — und gleich im folgenden Absätze: „Mais laissons, si l'on veut, à Aristote cette manière mystérieuse de les purifier, dont ni lui ni ses interprètes n'ont su encore donner de bonnes raisons.“ — Ich weiß nicht, ob man bei den neueren Streitigkeiten über die Katharsis Rücksicht genommen auf diese Aeußerung des französischen Kirchenvaters, der dem Alterthum wahrlich nicht als Fremdling gegenüberstand. Er sagt richtig crainte, und nicht terreur. So hatte schon vor ihm Corneille das Wort φόβος richtig gefaßt. Dafür zeugt der Anfang des zweiten seiner drei großen Discours (Oeuvres éd. Marty-Laveaux 1,52); dafür zeugt, wo möglich*

Sinnreich verfährt Bossuet, um den Sätzen des heiligen Thomas, die von den Schutzednern der Bühne zu deren Gunsten mißdeutet worden, ihren wahren, den kirchlichen Geboten entsprechenden Inhalt zurück zu erstatten. Nicht minder sinnreich weiß er in Lullis Musik, in den dramatischen Gedichten Corneilles, Quinaults, Racines Quellen sittlicher Verderbniß zu entdecken. Die Erinnerung an den vor etwa zwanzig Jahren so plötzlich hinweggerafften Molière stimmt ihn zu einem ergreifenden Hornesausbruch gegen den Dichter=Komödianten, der wohl das Lächerliche zu verspotten, niemals aber das Laster anzugreifen gewagt.

Die Abhandlung Bossuets gehört unter die Meisterstücke seiner herrischen, keines Einwands achtenden Beredsamkeit. Sie zeigt ihn als gründlichen Kenner menschlicher Schwachheiten, der am Hofe Ludwigs des Bierzehnten, in der gebildetsten Gesellschaft Frankreichs einen ergiebigen Boden für seine Studien gefunden. Seine Worte sind wie von Siegesbewußtsein getragen. Und in der That, wie sollte seine Beredsamkeit nicht siegreich bleiben? Durch die Mauern der Glaubensfestung, hinter denen er sich verschanzt hat, dringt kein Angriff, der ihn treffen könnte.

Nach mehr als sechzig Jahren folgte in Bekämpfung des

noch bestimmter, sein Schreiben an den Abbé de Pure vom 25. August 1660, das einen Bericht über die Entstehung jener drei Abhandlungen enthält: „Dans la seconde, je traite des conditions du sujet de la belle tragédie; de quelle qualité doivent être les incidents qui la composent, et les personnes qu'on y introduit, afin d'exciter la pitié et la crainte; comment se fait la purgation des passions par cette pitié et cette crainte —“ (Oeuvres 10,486). Hier sei noch erinnert an die unterhaltende Studie von Jules Lemaitre: *Corneille et la Poétique d'Aristote* (Paris 1888) p. 34. — Bei Rousseau, in dem gleich zu erwähnenden Briefe an D'Alembert über die Schauspiele, herrscht schon die terreur. Er sagt auf S. 30 des ersten Druckes jener Schrift (Amsterdam 1758): J'entens dire que la Tragédie mène à la pitié par la terreur — er fragt dann ganz richtig: mais quelle est cette pitié?

Schauspiels dem ruhmvollen Haupte der gallikanischen Kirche der Bürger von Genf. Der nie völlig gedämpfte Streit sollte von Neuem heftig aufflammen in einem Zeitalter, das sich von Voltaire beherrschen und von den Encyclopädisten belehren ließ. Im siebenten Bande der Encyclopädie hatte D'Alembert die Stadt Calvins mit einem wohlwollenden Artikel bedacht. Unter fortwährenden Seitenblicken auf das große Frankreich pries er das Glück, das der kleine Staat genoß und verdiente. Doch er beklagt zugleich, daß man dort kein Theater dulden wolle. Er ertheilt den Genfern Rath, wie sie durch Begründung einer solchen Anstalt ihr gesellschaftliches Leben verfeinern und die Ausbildung ihrer Sitten befördern könnten. Gegen diesen verderblichen Rathschlag erhob sich Rousseau. Er will seiner Geburtsstadt seine Treue bewähren, indem er sich dem ihr angedrohten Unheil widersetzt. Schon hatte er das Band zerrissen, das ihn an die Encyclopädisten geknüpft. Sein Brief an D'Alembert, der im ersten Druck (1758) nicht weniger als 264 Seiten umfaßt, ward, gleich seinen vorangegangenen Abhandlungen, zu einem Fehdebrief an die vornehme, bildungsstolze Gesellschaft seines Jahrhunderts. Rousseau zergliedert die bewunderten Meisterwerke der französischen Bühne, um den Wahn zu zerstören, als könne aus ihnen die menschliche Natur irgend einen Antrieb zu ihrer sittlichen Veredlung empfangen; er prüft die Eindrücke, die der tragische oder komische Vorgang in dem Zuschauer erzeugt; er findet diese nur geeignet, eine dem strengeren Sittlichkeitsbegriffe entfremdete Menschheit in den Abgrund der Selbstsucht noch tiefer hinunterzulocken, oder ein thatloses Schwelgen in entnervender Empfindsamkeit zu begünstigen. Was seinen Gründen an zwingender Kraft gebricht, ersetzt er durch die herzegewinnende Kraft seiner Rede, durch die bestechende Anmuth eines Wises, der ihm nicht immer so willig wie hier zu Gebote steht. Dreißig Jahre vor der Revolution zeigt er der französischen Gesellschaft mahnend ihr eigenes Abbild, das sie auf der Bühne stets wiederfinden will.

Er gestattet sich Abschweifungen aller Art⁹⁾ und verschont dabei weder Verkehrtheiten noch Mißbräuche, die von der damals geltenden Gesellschaftsordnung unzertrennlich scheinen. Auf dem Standorte, den er sich gewählt, bleibt er eigentlich so unangreifbar wie Bossuet auf dem seinigen. Und wie häufig berühren sie sich in Worten und Gedanken, der großartige Sophist, der sich die Miene giebt, alle Vortheile der Kultur für das Glück eines exträurten Naturzustandes eintauschen zu wollen, und der kunstgewaltige Priester, der den erschlafften Zöglingen einer einseitigen Bildung die ewigen Wahrheiten der christlichen Lehre mit schreckendem Ernst entgegenhält! Aber sind es denn wirklich bloß Künste der Sophistik, mit denen hier der hochtönende Prediger des Naturevangeliums Herz und Sinn seiner Leser berückt? — Sind wir ans Ende dieses langen, aber niemals zu gedehnten Briefes gekommen, so stimmen wir wohl den Worten bei, mit denen der jugendliche Lessing einst die erste der Preis- und Streitreden Rousseaus begrüßt hatte: „Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wann er zu weit geht.“

Weiter als Bossuet und Rousseau konnte man nicht gehen. Aber noch in unserem Jahrhundert schlug man mehrfach die Richtungen ein, in denen jene beiden sich vorwärts bewegt hatten.

Wenige Wochen, ehe Napoleon von Elba zurückkehren

⁹⁾ Die Ausführungen über das Duell (von S. 119 des ersten Druckes an) wird man noch jetzt nicht ohne innere Bewegung lesen. — In einer Anmerkung über die auch von Lessing geschätzte Génie der Frau von Graffigny (S. 78) findet sich der Satz, der die läppische Streitfrage über das größere oder geringere Maß der den Frauen vergönnten geistigen Begabung ein für allemal niederschlagen müßte: *ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes.* — Ich nenne jene Streitfrage läppisch, indem ich bedenke, wie sie gewöhnlich aufgeworfen und wie sie gewöhnlich beantwortet wird. Vgl. Lessings Dramaturgie St. 53. (Rachmann 7,238).

solte, ward die Pariser Menge bis zu blinder Zerstörungswuth aufgereizt, als der Pfarrer von Saint-Roch, sich auf das anerkannte kirchliche Recht stützend, der Leiche der einst berühmten Schauspielerin Raucourt die dringend verlangte Einsegnung beharrlich verweigerte. Die Erinnerung an diesen widerlichen Auftritt hat sich in der Litteratur erhalten: denn ihm verdanken wir das anziehende Schriftchen, in dem Chateaubriand sein behutsames Urtheil „über die Excommunication der Schauspieler“ abgiebt.¹⁰⁾ Der edle Fürsprecher des Christenthums, der aber nie vergaß, welchem Jahrhundert er angehörte, mußte einige Mühe aufwenden, um die wechselnden Ansichten und Gesinnungen der verschiedenen Zeitalter mit den ewig unwandelbaren Sätzen der katholischen Kirche in Einklang zu bringen.

Spätere Wortführer streng kirchlicher Gläubigkeit sehen wir wieder zu derberen, rücksichtsloseren Angriffen gegen das Theater vorschreiten. Gerade um die Mitte des Jahrhunderts da Frankreich dem zweiten Kaiserreich verfallen war, entlud sich von neuem der theologische Groll gegen die Bühne. Folgerichtig hätte man von dem Staate, der sich einen katholischen nannte, verlangen müssen, er sollte die Schauspielhäuser vom Boden Frankreichs hinwegbannen.

Um solchen Ansturm abzuwehren, traten auch damals aus den Reihen eines weltlicher gearteten Schriftstellergeschlechts

¹⁰⁾ Der Tumult in der Kirche Saint-Roch hatte am 17. Januar 1815 stattgefunden. Im Februar schrieb Chateaubriand „De l'excommunication des comédiens“. Er theilte den Aufsatz wieder mit in dem ersten Abschnitte seiner *Mélanges de Politique*, Paris 1816, p. 279—94. Jetzt steht das Schriftchen im ersten Bande der *Oeuvres complètes* (Furne, Jouvet et Cie.) p. 168—75. — Die meisten Geschichtschreiber der Restauration erwähnen jenes kirchenschänderische Gebaren der Masse; sie erblicken darin ein Anzeichen der herrschenden Mißstimmung gegen das bourbonische Regiment. Thiers, *Histoire du Consulat et de l'Empire* 19,10. — Vaulabelle, *Histoire des deux Restaurations*, 2,140. — Duvergier de Hauranne, *Histoire du Gouvernement Parlementaire en France* 2,368. — Vgl. auch Villemain, *La Tribune moderne* 1,202.

manche Lobredner der Bühne hervor. Bemerkenswerth unter diesen bleibt noch immer Hippolyte Rigault, ein Mann von feingestimmtem Geiste, der seine Kräfte im ununterbrochenen Dienste der Litteratur allzu frühzeitig aufzehrte. Im März 1853 ließ er seine Abhandlung *Question des spectacles* erscheinen, die dann nach seinem Tode in den vierten Band seiner sämmtlichen Werke übergegangen ist (*Oeuvres complètes de H. Rigault, Paris 1859, 4, 82—107*). Geschickt reiht er hier alles aneinander, wodurch die Bühne, als eine immerhin nutzbare Anstalt, sich auch denen empfehlen kann, die eine Verletzung der christlichen Moral weder sich selbst leichtfertig gestatten noch ihren Nebenmenschen erlauben wollen. Doch durch Erörterungen dieser Art ließen sich die entschlossenen Widersacher des Dramas nicht beschwichtigen. Der Gegensatz zwischen Theater und Altar, zwischen Bühnenspiel und strenger Sittlichkeit ward immer schärfer, immer gehässiger betont. Bis zu lärmender Wuth aber steigerte sich die Kampfesstimmung in dem Buche über Molière und Bourdaloue, das Louis Veillot 1877 allen Freunden der Bühne, allen Förderern des Schauspiels entgegenschleuderte.

So überdauert dieser Widerstreit die Wandlungen der Zeiten. Immer aufs neue regt er sich im republikanischen nicht minder als im königlichen und kaiserlichen Frankreich.¹¹⁾

¹¹⁾ Der Graf Joseph de M a i s t r e gönnt der Bühne und ihren Künstlern nur im Vorbeigehen einen Blick der Mißachtung; er begleitet sie mit einem Fingerzeig auf die herabgewürdigte Gesellschaft, die solchen Künstlern eine höhere Bedeutung beilegt. *Je ne finirais pas, si je voulais accumuler les autorités de tout genre qui ont flétri dans tous les siècles et le théâtre et les hommes qui s'y dévoiaient. Je me borne à observer que l'importance accordée à cette classe d'hommes, au théâtre en général, mais surtout au théâtre lyrique, est une mesure infaillible de la dégradation morale des nations. Ce thermomètre n'a jamais trompé.* — Diese Sätze stehen in einer der Noten, die der Graf seiner Bearbeitung der Plutarchischen Schrift *De sera numinis vindicta* (*Sur les délais de la justice divine*) beigegeben hat. *Oeuvres complètes* (Lyon 1884) 5,457. — Eine rasche Uebersicht über den äußeren Gang des

Und so oft er stark und laut hervorbricht, immer sind es die Worte Bossuets, die Worte Rousseaus, die vernehmlich nachklingen, oder gar noch in verschärfter Betonung, mit gesteigerter Feindseligkeit wiederholt werden. —

Hat uns aber der Reiz der geschichtlichen Betrachtung, der wir uns hier überließe, von der Person des ehrenfesten Züricher Kirchenvorstehers nicht allzu weit hinweggelockt? — Gewiß nicht! Bei den flüchtigen Andeutungen, die allein hier gestattet waren, behielten wir ihn vielmehr beständig im Auge. Gleichsam ihm zu lieb eröffneten wir uns diese weitere Umschau. Sie sollte uns belehren über den ganzen Ernst jenes nie abzuschließenden Kampfes, in den, lange nachdem der schweizerische Gottesgelehrte ihn wieder aufgenommen, so manche kraftvolle Geister mit immer frischer Streitlust eingriffen. Wir wollten auch in diesem Falle uns des höheren Vortheils versichern, der aus der geschichtlichen Anschauung uns erwächst, sobald sie einen größeren Kreis von verwandten Zuständen und Personen umspannt. Denn aus ihr gewinnen wir ein deutlicheres Verständniß für das Wesen der einzelnen Erscheinung, eben weil diese aus ihrer Vereinzelung herausgehoben und mit ähnlichen Vorgängen und Thatfachen, die sich bei andern Völkern, in früherer oder späterer Zeit, beobachten lassen, in eine naturgemäße

Kampfes zwischen Theater und Kirche gewährt W. E. H. Lecky in der *History of the rise and influence of the spirit of rationalism in Europe* 2,300—325. — Einige Ergänzungen dazu von französischer Seite liefert Saint-Marc Girardin, *Jean-Jacques Rousseau, sa vie et ses ouvrages* (Paris 1875) 2,7—61. Beide, der Franzose wie der Engländer, haben den richtigen Blick für die geschichtliche Bedeutung dieses Kampfes. G. Lanson in seinem Buche über Bossuet (Paris 1891) S. 433—41 mag beweisen, wie einsichtig in dem Kreise der jetzigen Litterarhistoriker Frankreichs das Verhalten des großen Prälaten gegen Schauspiel und Schauspieler beurtheilt wird. Mehr als anderthalb Jahre, nachdem ich die obigen Betrachtungen aufgezeichnet, fand ich in den *Études d'histoire et de critique dramatiques* von Gustave Larroumet, Paris, Hachette 1892, die beiden feinsinnigen Aufsätze: *Le théâtre et la morale* und *Les comédiens et les moeurs*, p. 201—293. — Sie entstanden auf Anlaß des Buches von Maugras *Les comédiens hors la loi*, Paris, Lévy 1887.)

Verknüpfung gebracht wird. Das Einzelne hört dann auf, uns zu befremden oder gar abzustößen.

So werden wir denn gelassener dem redlichen und rüstigen Breitinger zuhören, wenn er die Jünger und Diener der dramatischen Muse mit unglimpflichen Worten überhäuft. Wir erkennen ja deutlich, daß aus den Mahn- und Drohreden, mit denen er das Gewissen seiner Schweizer aufzurütteln sucht, nichts anderes hervortönt, als was vor ihm so mancher geweihte Mund gepredigt hatte, was nach ihm hochberedete Vertheidiger der Religion und Sitte in der gebildetsten Umgangssprache Europas aber und abermals verkündigen sollten. Die Jesuiten betrieben ernstlich die Pflege des Dramas: mit geschmeidigem Sinn und oft mit geschickter Hand wußten sie es als wirksames Unterhaltungs- und Unterrichtsmittel für ihre Zwecke tauglich zu machen. Um so heftiger entbrennt der Eifer des strenggläubigen reformierten Zürichers gegen „des Teufels Pracht und Anreizung, gegen die pompas Diaboli, denen der Christ ja schon im Taufgelöbniß entfage. Allerdings seien unter den Förderern der Reformation einige theure Gottesmänner, wie Bullinger, Gualther, Bucer, dem Schauspiele nicht abhold gewesen; aber manche von ihnen hätten sich doch im höheren Lebensalter zu einer strengeren Sinnesart bekannt. Keineswegs dürfe man sich durch ihr Beispiel verleiten lassen, da ja die Weise von den erschrecklichen Folgen und Nachwirkungen des theatralischen Treibens so unverkennbar vor aller Augen daliegen. Solche unzweideutige Beweise gewährt Breitinger in mancherlei Begebnissen, über die er grauenerregenden Bericht erstattet. Da war es vorgekommen, daß die drei oder vier Teufel, die vorschriftsmäßig in einer Komödie auftreten sollten, sich auf unbegreifliche und unheimliche Weise vermehrten. Manchmal geschah es auch, daß während der Auf- führung grausam tobende Unwetter entstanden. Ferner hat man beobachtet, daß die Unseligen, denen die Rollen der Lasterhaften zugetheilt waren, hernach im Leben diesen auf der Bühne dargestellten Lastern dauernd fröhnten. Ja, noch zuletzt in Zürich

hatte die Studenten, die sich zum Komödienspiel zusammengethan, ein grauses Verhängniß getroffen: die einen, die sich während der anstrengenden Proben einen stärkenden Schluck zu verstatten pflegten, hingen auch später diesem Brauche nur allzu treulich an und blieben demzufolge vom Schul- und Kirchendienste ausgeschlossen; die andern hingegen wurden ihren Mitmenschen dadurch zur Plage, daß sie die Reden, die sie einst im Schauspiel vorgetragen, auch ferner bei jedem Anlasse, besonders aber wenn der Wein ihnen das Gemüth erhitzt hatte, wieder von sich geben mußten.

Haben die Heiden, ihren vermeintlichen Göttern zu Ehren, Spiele veranstaltet, so dürfen, nach Breitingers Ueberzeugung, die Verehrer des wahren Gottes ihnen hierin nicht nachahmen. Sie müssen vielmehr von allen irdischen Schaugerüsten Aug' und Sinn abkehren, um jener herrlichsten aller Komödien zu harren, die einst „in dem himmelischen Amphitheater“ zur Auf- führung gelangen und durch die wahrhaftige Gegenwart der Auserwählten, der Frommen, der gottseligen Martyrer ver- herrlicht sein wird.

Sätten die großen Franzosen, die mit ihrer vornehmen Berebtheit das Theater angriffen, in Breitinger nicht einen sinnesverwandten Vorgänger begrüßen können? Seine Ausdrucks- weise freilich erinnert mehr an die eifernden Engländer, die von den Zeiten Elisabeth's bis in die Tage Wilhelms des Dritten die Bühne samt allen Angehörigen der Bühne mit schmähenden Anklagen leidenschaftlich verfolgten. Ganz schicklich könnte man ihn einem Stephan Gosson an die Seite stellen, der im Jahre 1579, wie mit scharf gellender Stimme, alles Theaterspiel ver- tektert hatte. Auch Jeremy Collier dürfte man zur Ver- gleichung herbeiziehen, der mehr als hundert Jahre später allen Sündenunfug der von Dryden und seinen Zeitgenossen ent- würdigten Bühne in einer höchst eindrucksvollen Schilderung zusammenfassend vorführt!¹²⁾ Als der eidverweigernde jakobitische

¹²⁾ The School of Abuse -- By Stephan Gosson. -- In den English Reprints von Edward Arber findet man einen sauberen Abdruck;

Geistliche die faulen Schäden der englischen Bühne bloß legte, hatte Bossuet vier Jahre zuvor an der französischen sein geistliches Richteramt ausgeübt. Collier beschäftigt sich mehr mit der Entartung der Dichter, als mit dem sittenwidrigen Treiben der Darsteller. Eine reinigende Kraft ist von seinem Buche ausgegangen. Wir mögen es jetzt benutzen als eine Sammlung lehrreicher Actenstücke zur Sittengeschichte der englischen Schauspielbichtung; Breitingers Schrift bleibt uns beachtenswerth als sprechendes Zeichen einer sich verdüsternden Zeit, der alle unbefangene Lebensfreude zu entschwinden droht.

Ein Blick auf diese Zeitverhältnisse läßt uns begreifen, warum Lust und Kraft zur weiteren Ausbildung der dramatischen Form erschlaffen mußten. Sonst könnte man sich geneigt fühlen, den kräftigen Sprüchlein Breitingers die Wirkung eines Exorcismus zuzutrauen. So gründlich ward der Theaterteufel ausgetrieben.

Später hat sich dieser vielverleumdete Dämon wohl in die Schweiz wieder zurückgefunden. Aber so herrschkräftig, wie einst im sechzehnten Jahrhundert, hat er dort niemals wieder gewaltet. Mit handwerksmäßiger Betriebsamkeit brachte man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Schauspiele in erschreckender Anzahl zu Stande. Vom Frühling bis zum Herbst des einen Jahres 1764 ließ Bodmer sieben Dramen aus seiner Feder spule hervorrinnen.¹³⁾ Kein Strahl echten dichterischen Lebens drang in den Haufen dieser ungefügen Erzeugnisse. Auch

London 1868. — A short View of the Immorality, and Profaneness of the English Stage, Together with the Sense of Antiquity upon this Argument, By Jeremy Collier, M. A. London 1698. — Wer dieses wichtige Buch wirklich kennt, findet die Lobsprüche, die es von Macaulay empfängt, gewiß nicht übertrieben. Essays 3,262 (London, Longmans, Green, and Co. 1885).

¹³⁾ „Bodmer hat in völliger Verblendung und unbefümmert um das Gespött der Welt etwa fünfzig sogenannte Schauspiele hingefudelt. Die produktivste Zeit ist das Jahrzehnt von 1759—1769. Die Monate April bis Oktober 1764 allein weisen sieben Dramen auf.“ Baechtold, S. 636.

hernach, als für die Litteratur der Schweiz abermals die Zeit eines frischen, herrlichen Gedeihens angebrochen war, hat die Arbeit im dramatischen Fache nicht gestockt. Dem Forscher jedoch drängt die Frage sich auf, die wohl eine sorgfältige Erörterung verdiente, — die Frage nämlich, warum bisher in der Schweiz das Drama nicht erstanden, das an Lebensgehalt und künstlerischem Werthe den Schöpfungen gleichkäme, die in den weiten Bereichen der Erzählungskunst, die auch in den Kreisen der Lyrik sich unserer Bewunderung darbieten. —

Ob schon Baechtold in der Schilderung des sechzehnten Jahrhunderts dem Drama den gebührenden Vorrang einräumt und es in allen seinen Abzweigungen sich vor uns ausbreiten läßt, so gewährt er doch den übrigen bedeutsamen Erscheinungen der Zeit gleichfalls ihr unverkürztes Recht. Eine große fesselnde Gestalt wie Ulrich Zwingli kann hier freilich nur im Umriss gezeigt werden. Dennoch muß der Blick auf ihr theilnahmsvoll ruhen. Gern erinnert die Litteraturgeschichte daran, daß der Reformator in früherer und späterer Lebenszeit der vaterländischen Dichtung seinen Zoll abgetragen hat. In zwei geschickt behandelten Allegorien, dem „Labyrinth“¹⁴⁾ und dem „Fabelgedicht vom Ochsen“, führt er seinen Landsleuten zu Gemüthe, wie sie die Gefahren bestehen und abwehren müssen, mit denen sie von den großen Staaten bedroht werden. Indem er schildert, wie

¹⁴⁾ In den Literarischen Denkmälern (Zürich 1779), die trotz der Angabe „von verschiedenen Verfassern“ von Bodmer allein herrühren, steht S. 190—195 eine prosaische Umschreibung des Labyrinths. (Vgl. Baechtold in den Anmerkungen S. 127 und 202.) In einem kurzen Nachworte äußert Bodmer: „Der Verfasser ist Ulrich Zwingli, er schrieb dieses allegorische Gedicht in einer satyrischen Laune, und man entdeckt den Geist, der seinen christlichen Verstand mit der Litteratur speisete.“ — Von dem Spruch an den schwäbischen Bund 1530 sagt Baechtold mit begründeter Vorsicht, er werde dem Zwingli zugeschrieben. Viliencron durfte ihn freilich aus seiner großartigen Sammlung der historischen Volkslieder nicht hinausweisen (4,20). Sollten aber die farblosen Reime wirklich dem Reformator angehören? Die Urheberchaft ist wenigstens nicht so sicher bezeugt, daß man jeden Zweifel aufgeben müßte.

diese das Schweizervolk bald schrecken, bald an sich locken wollen, läßt er deutlich merken, wie klug und ernst er das irdische Wohl seiner Heimath bedenkt. Als reinen Ausfluß seines männlich-christlichen Sinnes schätzen wir das dreitheilige Gebet, das er (1519) sich selbst zu Trost und Erhebung dichtete, „als er mit Pestilenz angegriffen ward“ und sich dankbar der Genesung freute. Heiteres Gottvertrauen spricht aus dem Kappelerliede, das (1529) im Lager entstand, da er, in der Eigenschaft eines „tapfern christlichen Prädikanten“, die Hellebarte auf der Schulter, ausgezogen war mit dem Heere der Seinen, um für evangelische Freiheit und die Selbständigkeit des Vaterlandes zu streiten wider die katholischen fünf Orte.

Daß er zum Kriege sich ins Feld begab, daß er hernach am Tage der blutigen Entscheidung (11. Oktober 1531) das Züricher Banner in Ausübung seines Predigtamtes abermals begleitete und dann auf dem Schlachtfelde der Tod ihn traf — das allein genügt, um scharf den Gegensatz zu bezeichnen, der zwischen dem Stifter des reformierten Bekenntnisses und dem deutschen Reformator obwaltet und ein einträchtiges Zusammenwirken beider Männer unter allen Umständen vereitelt hätte.¹⁵⁾

Denen, die seiner Lehre folgten, erwies sich Meister Ulrich als Berather und Leiter in Krieg und Frieden. Er ließ sich nicht daran genügen, den Glauben zu läutern, das kirchliche

¹⁵⁾ Der Unterschied zwischen den Naturen Luthers und Zwinglis ist selten so scharfsichtig erkannt und so überzeugend dargelegt worden, wie von R. B. Hundeshagen in seinem Aufsatz: „Das Reformationswerk Ulrich Zwinglis oder die Theokratie in Zürich.“ Dieser Aufsatz bildet einen bedeutenden Bestandtheil der „Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus“ (Wiesbaden 1864) S. 127—297. — Ueber die Richtung, die Zwingli sowohl in den Studien seiner frühesten Zeit, wie in seiner ganzen damaligen Geistesentwicklung eingehalten, belehrt die Abhandlung von J. M. Usteri: „Initia Zwinglii. Beiträge zur Geschichte der Studien und der Geistesentwicklung Zwinglis in der Zeit vor Beginn der reformatorischen Thätigkeit.“ Theologische Studien und Kritiken 1885, S. 607—72. 1886, S. 95—159.

Leben zu ursprünglicher Einfachheit zurückzuführen und, so weit der Einfluß seines Geistes und seiner Rede sich erstreckte, dem Worte der christlichen Wahrheit freie Bahn zu schaffen. Noch auf andere Ziele war sein Thun gerichtet. Seine Gedanken und Pläne umfaßten das ganze Gemeinwesen der Schweiz. Auf der Grundlage neuer Ordnungen sollte dort das gesamte Leben in Staat und Gesellschaft eine heilsame Umgestaltung, eine veredelnde Umbildung erfahren. Er fühlte den Beruf, in die weltlichen Händel, die er mit klarem Urtheil überblickte, mit der Sicherheit des Staatsmanns einzugreifen. Er wollte den in Europa vorherrschenden Mächten gegenüber die Selbstständigkeit seines Vaterlandes sichern, damit es in Selbstvertrauen und gerechtem Stolze jede entwürdigende Anlehnung an das Ausland verschmähte und in der eigenen Kraft die stets zuverlässige Stütze fände. Sollten Bestrebungen dieser Art mit ersehntem Gelingen gekrönt werden, so durfte er der irdischen Waffen nicht enttrathen. Wie er den Plan für eine neue Gestaltung von Kirche und Staat entwarf, so fühlte er sich auch verpflichtet, Kriegspläne zu entwerfen. In beiden Fällen blieb er sich selbst und seiner Lebensaufgabe treu; in beiden Fällen handelte er als Diener seines Heilands, dem er auf Schweizerboden ein Reich evangelischer Freiheit begründen wollte.

Wie könnte man hingegen sich denken, daß Luther nach Ausübung weltlicher Herrschaft getrachtet, daß er den Fürsten und Herren in ihr Amt gegriffen und so Göttliches und Weltliches in einander gemischt hätte! Durch die allumfassende Wirkung seiner Thaten ward das Staats- und Gesellschaftsleben mit Nothwendigkeit in neueröffnete Bahnen gelenkt. Seiner Natur jedoch war es durchaus zuwider, selbst an der Festsetzung neuer Staatsordnungen zu arbeiten. Noch weniger konnte man den Gedanken fassen, daß er zum Schutze des Evangeliums Krieg begonnen oder anempfohlen, daß er selbst Kriegsberathungen gepflogen oder gar kriegerische Rüstung angelegt habe, um in die Schlacht zu ziehen.¹⁶⁾ Lächeln wir doch schon unwillkürlich,

¹⁶⁾ In dieser Zeit zumeist sollte man an Rankes Ausspruch mahnen,

wenn wir uns vorstellen, wie er im Bereiche der Wartburg als ritterlicher Junker Georg, mit dem Schwert umgürtet, einherging! Denn diesem gewaltigsten und tapfersten Deutschen, der eine Welt zum Kampfe wider sich aufrief, ihm war das Wort die einzig gemäße und die vollkommen ausreichende Waffe. Der Heldensinn, mit dem er diese Waffe führte, entsprang aus der unerschütterlich gläubigen Ueberzeugung, die Botschaft, die er verkündigte, werde sich als eine Botschaft des einzig wahren Heils bewähren, zu deren freudiger Annahme der Christ bereit sein müsse, ohne daß ihn das Schwert dazu zwingen.

In dem hellen Geiste des schweizerischen Reformators waren die Elemente der humanistischen und der christlichen Bildung fein gegen einander abgewogen; in Luthers Geiste hatte auf dem Grunde theologischer Bildung die Vollkraft des deutschen Wesens mit der christlichen Glaubensgewalt sich wunderbar geeint. Der staatsmännischen Umsicht in Zwingli stand in Luther die tiefe Glaubensinnigkeit gegenüber. Aus ihr schöpfte er den stets sich erneuernden freudigen Muth, mit dem er auf seiner Siegesbahn über alle Hemmnisse hinweg drang. Aus dieser leidenschaftlichen Glaubensinnigkeit erwuchs ihm auch die Kraft, die ihn zu einem der machtvollsten Schriftsteller aller Zeiten emporhob. Aus den Tiefen der deutschen Volksart mit stürmendem Ungefühl brach das Wort hervor, das dann hinaus in alle Weiten der christlichen Welt erscholl. Die Litteratur, die er ins Dasein rief, schien beherrscht von dem heroischen Gemüthe, das er in den inneren Kämpfen gegen die Todesmächte der Sünde gestählt und hernach im Kampfe gegen die Außenwelt ungebeugt und ungebroschen behauptet hatte. In dieser Litteratur gelangte deutsche Sinnes-, Gefühls- und Glaubensweise zum ersten vollen, dessen Wahrheit jedem einleuchten muß, der durch regen Verkehr mit Luthers Schriften mit dem Geiste Luthers vertraut geworden: „Luther ist von Allen, die sich jemals an die Spitze einer Weltbewegung gestellt haben, vielleicht derjenige, der am wenigsten von Gewalt und Krieg hat wissen wollen.“ — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Fünfte Auflage) 3,30.

ganz und gar ungebändigten Ausdrücke. In dieser Litteratur, durch die Luthers Genius fortwirkt, hat das deutsche Volk sich wiedererkannt und wiedergefunden.

Zwingli besaß warme Empfänglichkeit für alles Herrliche der biblischen Poesie. Aber auch den heidnischen Dichtern, wenn in ihnen eine Ahnung des wahren Göttlichen aufdämmerte, bleibt sein Herz zugethan, und sein Geschmaek befriedigt sich an der künstlerischen Vollendung, die ihren Werken die Ewigkeit verbürgt. Wie er das Buch Hiob und den Psalter preist, so trägt er auch keine Scheu, als ein rein- und freigesinnter, von den Alten selbst geschulter Kenner die Dichtung Pindars zu preisen. So bewahrt er auch, ungestört durch religiöse Bedenken, seine Neigung den Helden des mythischen und geschichtlichen Alterthums, die mit ihren Händen die Ungeheuer vom Erdboden vertilgt, die für der Menschheit Bestes thätig Sorge getragen oder in ihrem Leben ein Muster sittlicher Reinheit aufgestellt haben. Er gewinnt es nicht über sich, solchen würdigen Heiden den Mitgenuß der den Gläubigen verheißenen Seligkeit völlig zu mißgönnen. Diese milderen Gesinnungen bezeugt er noch in einer Schrift, aus der seine Freunde seinen Schwanengefang vernahmen und in der uns unzweifelhaft ein endgültiges Bekenntniß überliefert ist. Sie stammt aus seinen letzten Lebensmonaten und ward dann erst nach Verlauf von fünf Jahren zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Zwingli hatte sie — seltsam genug! — Franz dem Ersten von Frankreich zugeeignet. In gutem Glauben hatte er die fruchtlose Mühe über sich genommen, diesem Könige Theilnahme an der Sache der Reformierten einzuflüßen, indem er ihm die Hauptpunkte ihrer Lehre in beredten Ausführungen darlegte. Da wird denn auch ein Bild des ewigen Lebens entworfen und dem „frommen“ Könige die tröstliche Aussicht eröffnet, dort in der jenseitigen Seligkeit nicht nur den tugendreichen Gläubigen des alten und neuen Testaments zu begegnen: auch Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus und Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen sollen ihm dort zur Gesellschaft dienen.

Luther vermochte es nicht zu fassen, wie ein Bekenner des Heilands es wagen durfte, die Pforten zum ewigen Leben so weit aufzuthun. Fortan galt ihm Zwingli nicht nur als ein Feind des heiligen Sacraments; ihm war der Fürsprecher der gottlosen Heiden selber „ganz und gar zum Heiden“ geworden, der den christlichen Glauben jedem andern Glauben und Unglauben gleich achtete.¹⁷⁾ Die feste Einheit im Wesen Luthers wäre gesprengt worden, wenn er sich den scheinbar umfassenden Anschauungen Zwinglis befreundet hätte. Er sah Welt und Menschheit nur, so weit sie vom Lichte der christlichen Offenbarung bestrahlt und durchhellte wurden. Von ihm durfte man nicht verlangen, sich mit unbedingter Hingebung in die Dichtwerke des

¹⁷⁾ Noch weitherziger wird mehr als zweihundertfünfzig Jahre später der Bossische Pfarrer von Grünau predigen:

O Himmelswonne! wir freun uns

Alle, die Gutes thaten in Einfalt; freun uns mit Petrus,

Abraham, Sokrates, Paulus, Konfus und Homer, und dem edeln

Mendelssohn! Der hätte den göttlichen Mann nicht gekreuzigt!

So lesen wir die Verse auf S. 139 des *Musen-Almanachs* für 1784, wo Boff den ersten Gesang der Luise zuerst mitgetheilt hat. Hernach wies er aus dieser verkälärten Gesellschaft den Paulus samt dem Abraham hinaus; statt ihrer wurden Moses und Zoroaster berufen. So heißt es denn in den folgenden Ausgaben:

freun uns mit Petrus,

Moses, Konfus und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,

Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln

Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt! —

Die Schrift *Zwingli's Christianae fidei brevis et clara expositio ad Christianissimum Galliarum Regem* erschien 1536, von Heinrich Bullinger herausgegeben. Luther ergießt seinen Zorn über dies Schriftstück („Solchs sollt ein Ausbund sein uber alle seine vorige Bücher“) in dem „Kurzen Bekenntniß vom heiligen Sacrament“, 1545 (*Erlanger Ausgabe* 32,396). — Bossuet im zweiten Buche der *Histoire des variations des églises protestantes* (*Oeuvres* 4,436) weiß sowohl die heidenfreundlichen Aeußerungen Zwingli's, wie die Schmähungen, die Luther ihnen entgegengesetzt, mit gewohntem Geschick für seine Zwecke auszunutzen. Dem bewundernswerthen katholischen Polemiker ist es natürlich höchst willkommen, daß auch in diesem Falle ein so heftiger Widerstreit zwischen den beiden Führern der reformatorischen Bewegung sich hervorthut. (Vgl. Gibbon, *History of the decline* ch. XV, not. 70).

unchristlichen Alterthums zu versenken. Gegen solche Forderung sträubte sich sein deutscher Sinn, den die Reize des Humanismus niemals völlig umstrickt hielten; vor allem wehrte sich dagegen seine christliche Empfindung, die nur am Worte heiliger Dichter sich dauernd erquickte. Er wollte das Studium der alten Muster, von dem er ja auch eine Förderung seines eigenen ernstesten Strebens erwartete, keineswegs zurückgedrängt sehen. Die Muster jedoch, an denen seine Einbildungskraft sich belebte, um dann im freien Schwunge aufzusteigen, diese wahren Muster entnahm er dem Schätze der heiligen Urkunden. Wo er den Grund sowie die Bestätigung seines Glaubens fand, da fand er auch die Quelle seiner dichterischen Begeisterung. So müssen die gesammelten Kräfte seiner Natur in sein dichterisch beseeleltes Wort überströmen, mag er nun als Dolmetsch des heiligen Urwortes reden, oder den Empfindungen, die aus der geweihten Poesie überwältigend auf ihn eindringen, selbständig den weihewollen Ausdruck leihen. In seiner Sprache rühren uns die Psalmen wie mit deutschen Natur- und Gefühlslauten;¹⁸⁾ in der Vorrede, durch die er in des Psalters Herrlichkeit uns einführen will, spricht er wie ein hinreißender Dichter, als wäre das Leben, das in diesen heiligen Liedern wallt und wogt, aus seinem Inneren hervorgequollen. Mit einigen der gehaltvollsten Sätze dieser Vorrede schmückte Herder seine Beurtheilung der Oden Klopstocks:¹⁹⁾ nicht anschaulicher als durch Aussprüche Luthers glaubte er das Wesen aller echten Lyrik schildern zu können. Als Goethe und Zelter im Jahre 1816 gemeinsam den Vorles

¹⁸⁾ Den Charakter des deutschen Psalters entwickelt feinsinnig Gustav Keyßner in der beachtenswerthen Schrift: Die drei Psalterbearbeitungen Luthers von 1524, 1528 und 1531. Meiningen 1890.

¹⁹⁾ Allgemeine deutsche Bibliothek 19, 1, 110. — Am 23. November 1772 ward die Recension an Nicolai in Berlin geschickt. Herder fürchtete wohl, die aufklärerische Kritik möchte das Citat aus Luther bekritleln. Deshalb ermahnt er den Herausgeber: „Lassen Sie mir ja den Luther in Klopstocks Recension.“ Nicolai hat denn auch weislich nicht daran gerührt.

hegten, das herannahende Jubiläum der Reformation durch eine großartig entworfene Cantate zu feiern, ermunterte der Dichter den Tonsetzer zur Arbeit mit den Worten: „Vor allen Dingen lies die ganz unschätzbare Vorrede zu dem Psalter.“ —

Wohl erklärt sich also, wie der deutsche Reformator, dem jedes ehrgeizige Streben nach Dichterruhm fern blieb, aus der Fülle seiner treibenden Kraft heraus jene Trost- und Bittgefänge, jene Kampf- und Siegeslieder schaffen konnte, mit denen er die evangelische Gemeinde für alle Zukunft ausstattete.

Zwingli bildet seine Verse sorgsam und künstlich; in ihnen kann seine Empfindung sich maßvoll äußern; man sieht, er ist erfahren in Poesie und Musik. Und doch scheint, wie Baechtold richtig hervorhebt (S. 408), seinem kurzathmigen Gedichte etwas Verberes, Rauheres anzuhaften. Ihm fehlt der mächtige, hallende Siegeslaut, der des Sängers wie des Hörers Brust in ihren Tiefen erbeben macht. Niemals hätte Zwingli den edel volksmäßigen Ton zu treffen vermocht, den erschütternden Ton, den Luther anschlug, als er sich gedrängt fühlte, die ersten Blutzengen des Evangeliums, die zu Brüssel den Feuertod erlitten, im Triumphliede zu verherrlichen:

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen —

Volkslied und Kirchenlied sind hier in eins verschmolzen.

Leicht sieht man ein, daß und warum der von Luther angeregten geistlichen Lyrik das Kirchenlied der schweizerischen Reformierten, neben denen auch die Wiedertäufer sich vernehmen ließen, weder an innerer Lebensfülle, noch an Verbreitung und äußerer Wirksamkeit gleich kam. Um so entschiedener muß man es einzelnen begabteren Männern zum Verdienste anrechnen, daß sie, wie Leo Rud, Friß Jakob von Anweil, Ambrosius Blaarer, sich aus der gleichartigen Schar kirchlicher Sangesgenossen mit einer etwas deutlicher bezeichneten Eigenthümlichkeit herausheben. Wahrheitsgetreue Zeugnisse eines

manigfaltig bewegten und vielfach geprüften inneren und äußeren Lebens bietet in seinen Liedern vor allen Ambrosius Blaarer, der im Württembergischen die Reformation so emsig förderte und endlich von Konstanz hinweg sich nach der Schweiz wenden mußte, die eine Zufluchts- und Ruhestätte für ihn bereit hatte. Nicht aller Orten war der deutsche Kirchengesang willkommen. In Basel und St. Gallen fand er schon vor 1530 frühzeitige Aufnahme; dann konnte er in Schaffhausen und Bern, hernach in Winterthur durchdringen. Zu unserer Verwunderung erfahren wir, daß gerade in Zürich ihm der Eingang am hartnäckigsten und längsten verweigert ward. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts bequemte man sich dort, dem deutschen Liede seine Stelle im Gottesdienste zu vergönnen.

Daß neben dem Kirchenliede der Reformationszeit der historische Volksesang nicht verstummte, das könnten uns allein die Lieder beweisen, die man dem Unglückstage der Kappeler Schlacht widmete. Leider beweisen sie zugleich, bis zu welchem Grade von Haß und wechselseitiger Mißachtung der Hader der Religionsparteien die Eidgenossen entzweit und einander entfremdet hatte. Viliencron konnte in seiner Sammlung der historischen Volkslieder, die keines ehrenden Beiwortes bedarf, nicht minder als sieben Reimgedichte vorlegen (4,21—42), die sich über die Ereignisse des Kappeler Tages verbreiten und zum Theil auch von den Folgen handeln, welche das Mißgeschick der Reformierten unmittelbar nach sich zog. Für die Zwietracht unter Volksgenossen, die nicht zugleich auch Glaubensgenossen sind, läßt sich kaum ein sprechenderes Abbild erfinden, als es hier in der Reihe dieser Lieder aufgestellt wird. Vier von ihnen, deren erstes sich über dreiundvierzig, das zweite gar über zweiundfünfzig fünfzeilige Strophen erstreckt, gehören Anhängern der alten Kirche. Sie preisen im Jubelton den Sieg der katholischen fünf Orte als Zeichen und Gewähr der Gnade, mit der Gott und die huldbolle Jungfrau die Unternehmungen der Aitgläubigen segnen und schirmen. Von Bekennern und Bertheidigern der

Zwinglischen Lehre stammen die drei andern Lieder.²⁰⁾ Es sind Klage- und Schmerzensrufe, in die sich der Ingrimme über den trotzigen, auf seine Erfolge hochmüthig pochenden Gegner, wie zur nothwendigen Ergänzung, hineinmischt. Aber Trauer und Wuth werden übertönt durch das Lob, das dem gefallenem geistlichen Führer, dem „christlichen Ritter“, dem „thüren Helden Huldreich Zwingli“ hier aus der Sängers Munde erschallt. Auch nach seinem Untergange leben seine Getreuen des Glaubens, daß er aus Kraft des wahren heiligen Geistes gehandelt, daß er nur bestrebt gewesen, der sündlichen Ueppigkeit zu wehren, die unverfälschte göttliche Wahrheit wieder an den Tag zu bringen und Freiheit und Einigkeit der Schweizer wieder herzustellen. Durch die Erinnerung an sein löbliches, dem Heilande wohlgefälliges Thun fühlen sie sich auch im jetzigen Unglück ermuthigt,

obschon das Cruz vorhanden ist,

dennoch von Gott nicht zu weichen und getrost seines Erbarmens zu harren. Zürich wird ermahnt, es solle sich nicht hinweg hehen lassen vom göttlichen Worte, vielmehr auch ferner es handhaben und beschützen.

Beide Theile, Sieger und Unterliegende, suchen in der Geheißigkeit der Beschuldigungen, in der Rohheit ihrer Gefühlsausbrüche mit einander zu wetteifern oder, wo möglich, einander zu überbieten. Doch scheint es, als ob aus den Liedern der Katholischen die Sieges- und Rachelust noch ungezähmter und in gesteigerter Wildheit hervorschlage. Da sammeln sich auf dem Haupte des Reformators alle Verwünschungen, alle Flüche. Er ist der faule, meineidige, ehrlose Rehermann, der zürcherische Endchrist Ulrich, der Seelendieb. Freilich hat ihn die Strafe heimgesucht: sein entseelter Leib ward geviertheilt und dann in die Flammen geworfen. Aber damit ist diesen Dichtern noch

²⁰⁾ Zu ihnen kommt noch ein viertes, das Ludwig Tobler verzeichnet in seinen „Schweizerischen Volksliedern“ (Frauenfeld 1882) I, XLII: „Die Wahrheit thut mich zwingen.“

nicht genug gesehen. Der eine (Nr. 427 bei Viliencron) ruft in schraubender Wuth:

man solt ihn lebendig gräderet han —
ein anderer (Nr. 428) läßt seiner schwelgenden Einbildungskraft noch freieren Spielraum und wünscht:

drumb solt man ihn lebendig gschunden han,
zerzert mit gluenden zangen.

Eine Feindseligkeit, wie sie aus diesen Wechselgefängen des Hasses erbarmungslos hervorbricht, war fortan nicht mehr zu ersticken. Wie oft sollten noch in der Folgezeit Katholische und Reformierte, Pfaff und Prädikant, ihren Gift und Geifer in den derbsten Volkstönen gegen einander auslassen!

Gleich dem historischen Volksliede zog auch die Satire einen nur allzu reichlichen Stoff aus den Begebenheiten und Zuständen jener vom Glaubenskampfe durchwühlten Zeit. Hier sei nur erinnert an „die göttliche Mühle“, eine der wohlthuenden und gefälligeren Dichtungen dieser Art, die Oskar Schade in den „Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit“ (1,19) schon 1856 mitgetheilt hat. Sie begrüßt die ersten reformatorischen Bestrebungen zur Läuterung der christlichen Lehre und rühmt, was Erasmus und Luther für diesen edlen Zweck leisten. „Zwen Schweizer bauren“ wollen dies allegorisch-satirische Gedicht verfaßt haben. Man verdankt es jedoch dem Kreise Zwinglis; der Reformator selbst hat einiges daran zurecht gerückt. Wie die Satire entarten kann, wenn ein unreiner, zuchtloser Geist sich ihrer bemächtigt, das zeigt mit widerlicher Deutlichkeit der katholische Chronist Hans Salat. Aus vielfachen, wenn auch für ihn selbst nicht immer ehrenvollen Gründen verdient dieser Mann die Aufmerksamkeit der Nachwelt. Baechtold hat vor sechzehn Jahren die Selbstüberwindung geübt, in einer sorgfältigen Schrift sein Leben, seine Gesichte und Werke eingehend zu behandeln.²⁾ Um zwei Höhepunkte der satirischen

²⁾ Hans Salat, ein Schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Herausgegeben von Jakob Baechtold. Basel 1876.